

Entstehung und Wesen der mehrsprachigen Schweiz

Autor(en): **Wartburg, Walther v.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **20 (1940-1941)**

Heft 1

PDF erstellt am: **14.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-158755>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Entstehung und Wesen der mehrsprachigen Schweiz.

Von Waltherr v. Wartburg.

Vorbemerkung.

Herr Prof. Waltherr von Wartburg, der unlängst an die Universität Basel berufen wurde, stellt uns die folgenden Ausführungen zur Verfügung, die einem im Schweizerverein Leipzig gehaltenen Vortrag entnommen sind. Idee und Berechtigung der Schweiz sind darin in meisterhafter Weise klargelegt.

Die Schriftleitung.

Alle Formen politischen und sozialen Zusammenlebens, die sich der Mensch geschaffen hat, sind im Wandel der Zeiten immer wieder Bewährungsproben unterworfen; am Leben bleiben können nur diejenigen, welche genügend Lebenskraft und innere Spannkraft haben, um auch unter veränderten Umständen das Leben eines Volkes in sich aufzunehmen.

Es darf uns daher nicht wundern, daß wir, die wir im Ausland leben, uns immer wieder etwa die Frage stellen hören, was denn im heutigen Europa die Schweiz noch für einen Sinn habe. Die Lage ist für uns heute in der Tat eine völlig andere als etwa für unsere Urgroßväter. Vor hundert Jahren lebte die Schweiz in einer ganz andern Umwelt. Einzig im Westen grenzte sie an einen Nationalstaat an. Im Norden und im Süden waren die Nachbarvölker in viele kleinere Staaten aufgespalten, ein Nationalbewußtsein erst im Heranwachsen begriffen. Diese Lage wurde im Laufe der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts allmählich anders, und diese Umwälzung fand ihren Abschluß, als am Schluß des Weltkriegs auch der aus vielen Völkern und Sprachen zusammengesetzte Großstaat Österreich-Ungarn aufgelöst und in seine nationalen Bestandteile zerlegt wurde. Seit 1918, und besonders seit 1938, hebt sich die Schweiz von ihrer ganzen Umgebung in dieser Hinsicht aufs schärfste ab. Man kann sie in der Tat als Anachronismus empfinden.

Eines fällt uns allerdings an jener Frage nach der Existenzberechtigung der Schweiz immer wieder auf: sie wird immer nur von außen gestellt, nie von innen. Stets ist es der Ausländer, nie der Schweizer, dem dieses staatliche Gebilde zum Problem wird. Diese Feststellung genügt eigentlich an sich schon, um die Frage zu beantworten. Sie zeigt, wie vollkommen anders die Dinge hier liegen, als etwa in der Tschecho-Slowakei vor 1938. In der Tschecho-Slowakei wurde die Frage vom ersten Tag des Bestandes an von innen gestellt. Dieser Staat war, in einem ringsum zu nationalem Leben erwachten Europa, durch ein Diktat zusammengestoppelt worden. Millionen widerstrebender Staatsbürger warteten all die Jahre nur auf den Augenblick, wo die Situation reif wurde, um der von innen gestellten Frage auch von außen die not-

wendigen Machtmittel zu leihen. (Daß dort seither der Pendel nach der andern Seite ausgeschlagen hat, ändert am Ausgangspunkt der Lebensfrage des tschecho-slowakischen Staates nichts.)

Wenn die Schweizer nicht weniger als vier verschiedene Sprachen sprechen, worin beruht denn das Gemeinsame ihrer Lebensgestaltung? Darüber zu sprechen, müßte das Thema eines eigenen Abends sein. Ich möchte hier nur andeuten, was uns allen vertraut ist: die Gemeinsamkeit der politischen Grundhaltung, eine wirkliche Demokratie. Es besteht ein fundamentaler Unterschied zwischen den großen Ländern des Westens und uns, ein Unterschied, der leider zu oft vergessen wird, weil er durch die Terminologie verwischt ist. Länder, wie Frankreich, England, Amerika, werden nicht demokratisch, sondern parlamentarisch regiert. Frei drückt der Franzose seinen politischen Willen aus, wenn er seinen Abgeordneten wählt; das ist einmal in vier Jahren. Nachher ist das Haus souverän, und der Einzelne hat keinen unmittelbaren Anteil mehr an der Bildung des politischen Willens der Nation. Der Schweizer hat jederzeit die Möglichkeit, selber die Initiative zu ergreifen, um etwas, was ihm für die Allgemeinheit notwendig erscheint, durchzusetzen. Eine Grenze ist ihm nur durch die Überzeugung seiner Mitbürger gesetzt. So ist denn auch die Selbstverwaltung im Rahmen der kleinsten politischen Einheit, der Gemeinde, durch alle Teile des Landes eine Selbstverständlichkeit. Überall versammelt sich die gesamte stimmbfähige Bürgerschaft einigemal im Jahr, um die Angelegenheiten der Gemeinde zu beraten und zu ordnen. Nur die paar größern Städte sind über diese direkteste Teilnahme jedes einzelnen Bürgers an den Angelegenheiten des öffentlichen Lebens hinausgewachsen. Auch in Kantonshauptstädten, wie Solothurn, Aarau usw. ist diese Form politischen Lebens ebenso selbstverständlich wie im kleinsten Dörfchen. Es leuchtet ein, daß eine so ausgebaut, unmittelbare Beteiligung des gesamten Volkes an den Regierungsgeschäften, ausgebaut in den verschiedenen Stufen von Gemeinde, Kanton und Bund, nur in kleinern Verhältnissen möglich ist. Darum kann auch unsere Art Demokratie nie zum Ausfuhrartikel werden, dürfen wir nie die entsprechenden Zustände in andern Ländern an den unsrigen messen. Doch, nach welcher Richtung auch der Schweizer die Grenze seiner Heimat überschreitet, er fühlt sich in einem ihm fremden politischen Gebilde. Geht aber der Deutschschweizer in einen französischen Kanton oder in den Tessin, so findet er sich sogleich zurecht; die Verschiedenheit der Sprache wiegt wenig gegenüber der Gleichheit der politischen Haltung.

Aber nicht nur diese unmittelbarste Teilnahme am öffentlichen Leben ist es, was die Schweizer über die Sprachgrenzen hinweg verbindet: Tausend Dinge, die ihm selber gar nicht bewußt werden und die in der ganzen Art zu leben liegen. Da ist die Gemeinsamkeit des Wehrwillens, die jeden Einzelnen mit einschließt und die dauernd ihren sinnfälligen Ausdruck findet, in der Uniform, die zu Hause im Schrank hängt und die von

der sorglichen Hausfrau jedes Jahr einige mal gereinigt und gesonnt wird, in den obligatorischen und freiwilligen Schießübungen, von denen den ganzen Sommer über die Berge und Wälder unseres Landes vom Genfersee bis zum Bodensee widerhallen, in den regelmäßig wiederkehrenden Schützenfesten. Da ist die Ähnlichkeit der Formen, in denen das Volk seine Feste feiert, die Musik-, die Gesang-, die Turnfeste. Über den künstlerischen Wert solcher Veranstaltungen mag man verschieden denken, doch eines wird ihnen niemand absprechen können, daß sie einer spezifischen Form schweizerischen Gemeinschaftslebens entsprechen und daß sie in dieser Form mit ein Ausdruck der alle Gauen des Landes umspannenden Gemeinsamkeit sind.

Wie kommt es denn, daß wir in der Schweiz, bei diesen verwickelten Verhältnissen, keinen Sprachenstreit kennen oder doch nur gelegentlich früher durch einige Heißsporne haben kennen lernen, die aber kein Echo gefunden haben? Der wesentlichste Grund liegt in der weitgehenden kulturellen Autonomie, welche die Kantone, zum Teil die einzelnen Kantonsteile oder gar die Gemeinden genießen. Vor allem muß man sich klar machen, daß in der Schweiz die Angehörigen verschiedener Sprachen nicht wirr durcheinander wohnen, wie das im Gebiet der deutschen Ostkolonisation die Regel ist. In der Schweiz bestehen klare und eindeutige Grenzlinien: hüben spricht man deutsch, drüben französisch. Das gilt besonders vom Land. Ich selber bin nur etwa 10 Km. von der Sprachgrenze entfernt aufgewachsen; aber als Kind habe ich vielleicht im Jahre ein oder zwei mal französisch sprechen hören. Man wird dem entgegenhalten, daß etwa in Bern ein nicht unbeträchtlicher Teil der Bevölkerung französischer Sprache ist, in Lausanne aber viele Deutsch als Muttersprache haben. Es wäre aber ein schwerer Irrtum, diese Erscheinung in Parallele mit jenen zu setzen und zu behaupten, es bestünden in jenen Städten fremdsprachliche Kolonien. Die Autonomie der Kantone in allen kulturellen Angelegenheiten verhindert es, daß jene Gruppen von Anderssprachigen zu wirklichen Kolonien werden. Diese Gefahr entstünde erst dann, wenn diese Gruppen auch die Möglichkeit hätten, ihre Kinder in eigene Schulen zu schicken, also in Bern französische, in Lausanne deutsche Schulen zu gründen. Da aber die Kantone bestimmen, in welcher Sprache die Jugend unterrichtet werden soll, bleibt die Schule sprachlich einheitlich. Diese weise Regelung verhindert, daß sich Verschiebungen in der Sprachgrenze anbahnen, mit all den Streitigkeiten und Eifersüchteleien, die das zur Folge haben müßte. Das erscheint gelegentlich als Härte, so wenn z. B. den 2000 französisch sprechenden Uhrmachern in Grenchen das Gesuch um Einrichtung einer französischen Schule abgeschlagen wird. Doch diese Härte gegenüber den individuellen Wünschen ist, aufs Ganze gesehen, höchste Weisheit; nur sie gestattet die kampflose Aufrechterhaltung der sprachlichen Selbständigkeit der einzelnen Landesteile.

In mehrsprachigen Kantonen richtet sich die offizielle Landessprache nach dem Kantonsteil. In Graubünden, das in mancher Beziehung der „schweizerischste“ der Kantone ist, haben sich die 40 000 Rätoromanen nicht einmal auf eine gemeinsame Schriftsprache einigen können, und da außerdem noch ein deutscher und ein italienischer Kantonsteil besteht, muß dieser Kanton von 130 000 Einwohnern seine sämtlichen Schulbücher in 4—5 Sprachen drucken. Wie zur Reformationzeit hier meistens die Gemeinde über die Konfession entschied, die auf ihrem Territorium gelten sollte, so entscheidet sie heute noch über die Sprache, in der die Jugend ihres Gebietes unterrichtet werden soll. Ein extremes Beispiel mag zeigen, mit welcher Souveränität hier der territoriale Wille entscheidet. Das kleine Dörfchen Stuls, zwischen Bergün und Filisur auf einer Terrasse gelegen, hat bis vor einiger Zeit eine deutsche Schule gehabt. Dann hat die Gemeinde, die nur wenige Männer umfaßte, beschlossen, sich politisch an Bergün anzuschließen. Die Schulen von Bergün sind romanisch, und so mußte von dem Tag an die Schule in Stuls ebenfalls romanisch geführt werden. Die Familien, die Kinder haben, sind alle deutscher Sprache. Die Kinder müssen nun, wenn sie zur Schule gehen, erst romanisch lernen, um dann dem Unterricht folgen zu können. So erweist sich an diesem kleinen Fleck die lokale Autonomie als stärker als die deutsche Sprache, hinter der eine ganze Welt steht. Man mag das höchst seltsam finden; aber ohne den Geist, der sich darin manifestiert, könnte die mehrsprachige Schweiz nicht mit dieser kampflosen Selbstverständlichkeit bestehen.

Eine Erklärung für die Existenz der Schweiz zu geben, ist nur möglich aus der Geschichte dieses Landes. Ich muß Sie daher bitten, sich mit mir um anderthalb Jahrtausende zurückzuversetzen in die Zeit des sinkenden Römischen Reiches. Damals suchte sich die römische Welt hinter einem Wall von Befestigungen gegen die ungestüm und ohne feste Organisation vorwärts drängenden Germanen zu sichern. Die Grenze verlief weit draußen quer durch das heutige Schwaben. Die ersten Germanen, die einen dauernden Einbruch ins Reich verwirklichten, waren die *Allemannen*, um die Mitte des 3. Jahrhunderts. Und von der einmal gewonnenen Stellung zwischen Rheinknie und Bodensee aus stießen sie immer wieder vor, um Land zu gewinnen. Im 5. Jahrhundert besetzten sie den größten Teil der schweizerischen Hochebene östlich der Aare, und von hier aus drangen sie allmählich nach Westen und Süden, gegen die Hochalpen, immer weiter vor. Ohne ihr unablässiges Vordrängen wäre das Rätoromanische nicht von Nordgallien abgeschnitten worden und hätte sich nicht als eigene Sprache entwickelt. Der letzte Vorstoß der Alemannen ging, etwa um 800, über die Grimsel ins oberste Rhonetal. Auch hier wurde das Romanentum mächtig zurückgedrängt, im Lauf der Jahrhunderte bis unterhalb Leuk. Diese Sondergruppe der Alemannen, ein Völklein von ganz unerhörter Lebenskraft und Zähigkeit, entwickelte sich zu ausgesprochenen Hochtalstieblern. Sie wurden denn auch im spätern Mittelalter überall

dorthin berufen, wo ein Grundherr die obersten, zu wenig ausgenützten Talstufen richtig zu erschließen wünschte, oder auch, wo es einen wichtigen Paß zu bewachen gab: so besiedelten sie viele der obersten Hochtäler in Graubünden, Davos, Arosa, Rheinwald, Valz, Safien, Tavetsch, weite Gebiete in Vorarlberg; ja, über die höchsten Gletscherpässe, die das Wallis von Italien scheiden, den Theodulpaß, den Monte Moro, zogen sie hinüber, um die unwirtlichen Einöden auf der Südseite urbar zu machen und dem Menschen zu erschließen.

Im Westen der heutigen Schweiz hatten sich die Burgunder festgesetzt, ein hochbegabtes, aber nicht sehr zahlreiches Volk. Während die Alemannen germanische Sprache und Sitte beibehielten, ließen sich die Burgunder in ihrer neuen Umgebung durch romanisches Wesen und romanische Rede gewinnen. So legte der Verlauf dieser germanischen Besitznahme einen Graben quer durch unser Land; auf sie geht die sprachliche Scheidung zurück, die alle drei natürlichen Gebiete der Schweiz, die Alpen, die Hochebene und den Jura senkrecht schneidet. Wohl sind zwischen dem 5. und dem 7. Jahrhundert von beiden Seiten Versuche gemacht worden, das Land wieder in einem gemeinsamen Raum zu einigen; aber diese Versuche verliefen ergebnislos. Bedeutsam wurde die Überschneidung der politischen und der sprachlichen Grenzen, die so entstand. Als in Verdon das Karolingerreich geteilt wurde, kamen bloß die Ost- und die Zentralschweiz zum Teil Ludwigs des Deutschen, der sie dem Herzogtum Schwaben unterstellte. Der Rest des alemannischen Gebietes, etwa von der Reußmündung an westwärts, wurde zu Burgund geschlagen und lebte nun lange Zeit mit Romanen zusammen in einem staatlichen Verband, ein erstes rudimentäres Gebilde, das man als Vorahnung der heutigen Schweiz ansehen könnte.

So geht die Schweiz ins Mittelalter ein als ein Land ohne irgendwelche Einheit. Westen und Osten bleiben einander fremd, und der heutige Tessin ist nach Mailand und Como orientiert. Einzig die Zugehörigkeit zum Römischen Reich deutscher Nation schließt sie zusammen, aber eben in einem weit größern Rahmen. Im Westen besonders ist die Oberhoheit des Reiches nie sehr fühlbar gewesen und fiel mit dem Interregnum vollends dahin. Am Rand des westlichen Gebietes allerdings war eine Zone entstanden, die für die Bildung der Eidgenossenschaft ausschlaggebende Bedeutung erhalten sollte. Im Verlauf der dauernden Auseinandersetzungen von Alemannen und Burgundern hatten letztere, oder vielmehr die Burgundoromanen doch einen schmalen Streifen Landes verloren: es ist das heute deutsche Gebiet westlich der Aare, also etwa die Gegend von Bern bis Freiburg, Narberg bis Murten, Solothurn bis Biel. Hier schob sich das Alemannentum über die alte Grundlage und schuf so eine Verklammerung, die ihren Sinn und ihre Auswirkung Jahrhunderte später offenbaren sollte.

Mit dem 13. Jahrhundert beginnt nun allmählich die Schweiz sich zu kristallisieren, zuerst durchaus im Rahmen des Reiches. Eine Loslösung vom Reich lag jener Zeit völlig fern; sie hat sich erst viel später ergeben. Man hat die Gewohnheit, die Urkantone als die Schöpfer der Schweiz zu feiern und die Angliederung der übrigen Orte als Selbstverständlichkeit anzusehen. Aber wenn wir uns in die Zeit selber zurückversetzen, so sehen die Dinge ganz anders aus, als wie sie in gemütvoller Weise in der Schule oft dargestellt werden. Das Verdienst um die Entstehung unserer Eidgenossenschaft verteilt sich, auch wenn man nur aufs Große sieht und die kleinen Beiträge gar nicht berücksichtigt, auf die verschiedensten Teile unseres Landes. Und ein jeder Schritt auf diesem Wege ist zugleich eine bedeutsame Epoche unseres Heranwachsens zu einem wirklichen Schweizervolk und zum heutigen Schweizerland. Mit wenigen Strichen möchte ich Ihnen zeichnen, woher die verschiedenen Kräfte gekommen sind und wie sie gewirkt haben.

Daß der erste Ausgangspunkt der Schweiz bei den Waldstätten liegt, ist klar. Ohne den ganz erstaunlichen politischen Weitblick ihrer Führer und den heldenhaften und zähen Freiheitswillen des gesamten Völkchens, das zu allen Opfern bereit war und wo Keiner zurückstand, wenn es ums Ganze ging, wäre die Eidgenossenschaft nicht entstanden. Habsburg hätte sich an der Gotthardlinie festgesetzt und hätte seine Hausmacht in unserem Lande ausgebaut. — Nicht geringer aber ist das Verdienst von Zürich. Man vergegenwärtige sich diese Zeit des aufstrebenden Städtertums, das 13. und 14. Jahrhundert. Überall im Reich übernehmen die Städte selber die territoriale Macht, für sich und für eine mehr oder weniger weitgezogene Umgebung. Ein mächtiges Standesbewußtsein erfüllt sie; sie fühlen sich dem Adel ebenbürtig oder überlegen; aber im gleichen Maße distanzieren sie sich von den Bewohnern des offenen Landes. Die Städter schauen mit Verachtung auf die Bauern herab. Einzig Zürich, das damals als die vornehmste Reichsstadt in Süddeutschland galt, machte eine Ausnahme: Zürich verband sich schon Ende des 13. Jahrhunderts mit den Bauern der Waldstätte. Daß die stolze Reichsstadt sich über solche Standesvorurteile hinwegsetzte, ist für unsere ganze Geschichte ausschlaggebend geworden. Die Schweiz ist erwachsen auf dem Boden der Gleichheit von Bürger und Bauer. Diese Gleichheit hat ihr die Kraft gegeben, alle die blutigen Kämpfe um ihre Existenz siegreich zu bestehen. Sie sollte sich besonders gegen Ende des 14. Jahrhunderts bewähren, als wie überall in Süddeutschland der Adel sich mit den Volkskräften maß. Nördlich des Rheines dachten die Städte nicht im Traume daran, die Kraft der Bauern mit einzusetzen im Kampfe gegen den Adel. Sie hätten geglaubt, sich zu deklassieren damit, und außerdem hätten ja dann die Bauern auch Ansprüche stellen können auf die gemeinsam erkämpfte Freiheit. Diese Freiheit wollte der schwäbische Städter nur für sich erringen; sie war von ihm zugleich als Grundlage für seine Herr-

schaft über den Bauern gedacht. Allein aber erwiesen sich die Städte als zu schwach. So wurden in den Jahren 1388 und 1389 die süddeutschen Städte bei Döffingen, Pfeddersheim, Eschborn entscheidend geschlagen, während 1386 und 1388 bei Sempach und Näfels die verbündeten Bürger und Bauern der Eidgenossenschaft ebenso entschieden obgesiegt hatten. Von dieser Zeit an wird der Graben zwischen Schwaben und Schweizern immer tiefer und offener. Die Auffassungen über die Grundlagen des Zusammenlebens einer Volksgemeinschaft bewegen sich endgültig auseinander. Innerlich ist damit, ohne daß es die Zeitgenossen hätten zugeben wollen, die Trennung längs des Rheinstroms vollzogen. Nicht als ob die Schweiz auch in spätern Jahrhunderten immer von Standesdünkel und Klassengeist frei geblieben wäre. Die Aristokratisierung der Zeit zwischen Reformation und Revolution hat an ihren Grenzen nicht Halt gemacht, was übrigens die Schweiz 1798 schwer zu büßen hatte. Aber die Gegensätze wuchsen sich nie im gleichen Maße aus wie in andern Ländern. Nur im Vorübergehen sei es gesagt, daß manche der Konvulsionen, die wir im heutigen Deutschland beobachten, und die man in der Schweiz oft nicht versteht, davon herrühren, daß dieses Standesbewußtsein in weiten Kreisen des deutschen Bürgertums bis heute weiterwirkt. Die Begriffe von Oberschicht und Unterschicht, die einem Schweizer fremd ans Ohr klingen, und der Gegensatz zwischen sogenannten Gebildeten und den andern Menschen, der einem Schweizer als Einteilungsprinzip nicht von primärer Bedeutung scheint, spielen bis auf den heutigen Tag nördlich des Rheins eine große und zum Teil verhängnisvolle Rolle.

Nach Zürich: Bern. Das machtvoll aufstrebende Bern hatte am Westrand der deutschen Schweiz ebenfalls einen Kranz von Bundesgenossen um sich geschaart. Berns Verdienst ist es, durch seinen Eintritt in den Bund diese burgundische Eidgenossenschaft mit dem Waldstättenbund verknüpft zu haben. Damit war der erste Schritt getan zur Ausdehnung des Bundes in den Westen unseres Landes. Der erste Pfeiler zur Überbrückung des Grabens zwischen Burgundisch- und Alemannisch-Helvetien ist errichtet.

Am Ende des 15. Jahrhunderts löst sich die Schweiz endgültig vom Reich. Was sie heraustreibt, sind drei Tatsachen, die mit den Grundlagen ihrer menschlichen und volksmäßigen Existenz einfach nicht vereinbar sind: Habsburg, der alte Gegner, hat sich wiederum in den Besitz der Kaiserkrone gebracht und versucht die zurückgewonnene Stellung sofort zur Mehrung seiner Hausmacht zu gebrauchen; Maximilian will das angestammte germanische Recht durch die Pandekten und das Corpus Juris ersetzen, die Justinians Juristen vor tausend Jahren in Byzanz zusammengestellt haben; Volksrecht steht gegen Gelehrtenrecht; der Hochmut der süddeutschen Ritter hat sich mit dem der Städte vereinigt, um die alle umfassende Volksgemeinschaft der Schweizer zu höhnen (Ruhschweizer lautet der gewöhnliche Schimpfruf der Schwaben). Dieser Schwabenkrieg, kurz,

aber überaus blutig, verkittet auch Rätien mit der Eidgenossenschaft. Diese gewinnt so eine breit ausladende Gebirgsfestung, die in ausgedehnter Front ihre Südostflanke schützt; Rätien, eine Schweiz im kleinen, mit seinen drei Bünden, seinen verschiedenen Hochgerichten und seinen mehreren hundert Gemeinden, die eine aufs Äußerste entwickelte Autonomie besitzen, seinen drei Sprachen, deren Gebiete den verschiedenen Tälern entlang wirr durcheinander laufen.

Das 15. Jahrhundert bringt auch die Erweiterung des Bundesgebietes über die Sprachgrenzen hinaus. Nach zwei Richtungen wird das Territorium erweitert: nach Westen und Süden. Westwärts führt Bern, südwärts die Waldstätte. Aber gerade diese doppelte Richtung verhindert einen ganz weit ausgreifenden Erfolg. Die Burgunderkriege, welche die Schweiz auf die Höhe ihrer Machtgeltung bringen, bleiben ein bloß militärischer Erfolg. Bern bringt seine Bundesgenossen nicht dazu, ihm ihre Unterstützung auch bei der territorialen Auswertung der Siege zu leihen; die Franche-Comté und die Waadt gehen wieder verloren (einzig Nigle verbleibt den Bernern). Umgekehrt lassen die Berner ihre Mit-eidgenossen aus der Inner- und Ostschweiz allein auf dem Schlachtfeld von Marignano verbluten, wo mit ihrer Hilfe der Sieg sicher hätte erfochten werden können; so werden auch die ennetbirgischen Erwerbungen auf ein bescheidenes Maß zurückgeschnitten. Einen Teil des Mißerfolges gleichen die Berner im Jahre 1536 wieder aus, indem sie die Waadt erobern.

Die so erworbenen romanischen Gebiete, französischer und italienischer Sprache, waren nun Untertanenländer und wurden als solche von der deutschen Schweiz aus regiert. Bis ans Ende des 18. Jahrhunderts war die Schweiz, wenn man auf die politisch maßgebenden Kreise blickt, ein rein deutschsprechender Staat. Aber diese deutschsprechende Führung dachte nie daran, ihre Untertanen auch sprachlich zu Deutschen zu machen. Für die Eroberer waren vom ersten Tag an die Sprache und die mit der Sprache gegebenen Kulturgüter der romanischen Untertanen unantastbar; deren Verkehr mit den Regierenden vollzog sich in französischer und italienischer Sprache. Ja, eine der ersten Regierungshandlungen der Berner war, in Lausanne eine Académie zu begründen, eine Hochschule, aus der dann später die heutige Universität erwachsen ist. Von hier aus sollte das Wort Gottes in der Sprache des Volkes sich über das Land verbreiten.

Die Ehrfurcht, welche die regierenden Deutschschweizer auf diese Weise gegenüber den höchsten Gütern eines Volkes bewiesen, sollte sich auch als tiefe Staatsweisheit zeigen, als Ende des 18. Jahrhunderts der Bestand der Eidgenossenschaft in höchste Gefahr geriet. Die Französische Revolution brachte den Romanen die Möglichkeit, in den großen Staatsverband eines gleichsprachigen Volkes einzutreten (Französische Republik, Cisalpinische Republik). Aber diese Aussicht bedeutete ihnen keine Versuchung. In einem Augenblick, da Genf bereits annektiert war, da Neuenburg los-

gerissen und da die Waadt noch der einzige rein französische Kanton war, widerstanden die Waadtländer standhaft den Verlockungen des französischen Generals Brune, der aus dem Rest der französischen Schweiz eine besondere Republik machen wollte, was, wie in so vielen Fällen, eine Übergangsstufe zur Annexion durch Frankreich gewesen wäre. Man bedenke, was das bedeutet, in einem Augenblick, wo die französischen Regimenter im Lande stehen, wo die Staatsform derer, die bisher als Herren im Lande regiert haben, zerbrochen am Boden liegt, wo Frankreich ringsum territorial sich herangearbeitet hat und die Waadt fast von drei Seiten umfaßt. Aus den Berichten, die Brune nach Paris schickt, liest man deutlich die Enttäuschung, die er empfand ob diesen waadtländischen Widerstandes: „Die Anhänger der helvetischen Unteilbarkeit dominieren in Lausanne in skandalöser Weise“, schreibt er. Ähnliches hatten die lombardischen Truppen erlebt, die im selben Jahre versuchten, den Tessin durch einen Handstreich mit der Cisalpinischen Republik zu verbinden. Tessiner Freiwillige warfen die Eindringlinge wieder hinaus. „Liberté et Patrie“ nahmen die Waadtländer zum Wahlspruch für ihr neu geschaffenes Wappen; „liberi e Svizzeri“ schrieben die Tessiner auf die Stimmzettel, die sie nach erfolgter Abwehr auszufüllen hatten. Beide meinten damit das gleiche. Das jahrhundertelange Zusammenleben mit den Deutschschweizern, die Gemeinsamkeit der Einrichtungen und Gebräuche, die absolute Freiheit, die sie immer für den Gebrauch und die Pflege ihrer Sprache genossen hatten, verhinderten es, daß etwa die Aussicht auf Eintritt in den französischen, resp. in den oberitalienischen Staat als Befreiung empfunden worden wäre. An der Haltung der Waadt und des Tessin hat es damals gehangen, ob die mehrsprachige Schweiz weiter bestehen sollte oder nicht. Ihre Lostrennung hätte die Schweiz wiederum auf ihren deutschen Teil zurückgeworfen. Aus einem zwar politisch deutsch gelenkten, aber völkisch-sprachlich vielgestaltigen Staatenbund wäre die Eidgenossenschaft ein auch völkisch rein deutsches Gebilde geworden. Ob sie dann in dieser Kumpferistenz unverfehrt durch die gewaltigen Umwälzungen hindurchgekommen wäre, die das 19. Jahrhundert über Europa gebracht hat, muß als sehr zweifelhaft erscheinen. So begründeten in einer Zeit vollständiger politisch-militärischer Ohnmacht der Eidgenossenschaft die französisch und die italienisch sprechenden Schweizer, die Waadtländer und die Tessiner, die Idee eines in freiem Entschluß aus Angehörigen mehrerer Sprachen sich zusammenschließenden Volkes. Das ist der Beitrag unserer romanischen Landsleute zum Werden der Schweiz, daß sie sich im Augenblick höchster Not zu ihr bekannten und sie retteten. Dieser Beitrag unserer jüngsten Kantone reiht sich ebenbürtig an die Taten der ältern Orte. Die letzte Konsequenz wurde hier 1938 gezogen, als auch das Rätoromanische durch Volksabstimmung zur Landessprache erhoben wurde. So ist in der Mitte Europas ein Staatsvolk entstanden, das auf Grund einer vielhundertjährigen Schicksalsgemeinschaft und zusammengeschlossen durch

gemeinsame politische Grundanschauungen Angehörige verschiedener Sprachen in Freiheit verbindet.

Ob diese Gemeinschaft auch den Stürmen der Zukunft gewachsen sein wird, das vermag kein Lebender zu sagen. Entscheidend wird dafür sein, ob wir die Grundlagen unseres nationalen Lebens, wie wir sie von einer großen Vergangenheit ererbt haben, in Reinheit zu bewahren und für uns und die Welt fruchtbar zu machen wissen. Alle die Rechte, die bei uns der Einzelne hat, die unbedingte Achtung, die jeder Angehörige des Volkes als Individuum genießt, wirken sich bloß dann als staatserhaltende Kräfte aus, wenn der gleiche Einzelne auch bereit ist, seine Kräfte bis zum Letzten freiwillig für die Gemeinschaft herzugeben. Ich meine damit nicht etwa in erster Linie den Heeresdienst, der ja durch ein Obligatorium geregelt ist, sondern jene Bereitschaft, die ohne äußern Zwang im Einzelnen den Ausgleich vollzieht zwischen den Rechten des Individuums und den Lebensnotwendigkeiten der Gemeinschaft. Und Ähnliches gilt auch für das Zusammenleben der verschiedenen Sprachen. Wenn die Schweiz dieser ihrer hohen und verpflichtenden Bestimmung treu zu bleiben vermag, wird sie für die Menschheit ein Ideal erhalten, die sonst vielerorts nicht mehr anerkannt oder aber ernstlich bedroht ist, die Idee der menschlichen Persönlichkeit, die zwar ihre starken Wurzeln im eigenen Volk hat, die aber in ihrer letzten Bestimmung über ein national bedingtes Leben hinauswächst und ihr Rechtfertigung in ihrer eigenen Entelechie trägt.

Der Norden und der finnisch-russische Krieg.

Von Johannes Wickman (Stockholm).

Der nachfolgende Aufsatz aus der Feder von Johannes Wickman, Chefredaktor von „Dagens Nyheter“, der größten Tageszeitung Schwedens, gelangte unmittelbar vor der deutschen Aktion gegen Skandinavien in Stockholm zur Absendung. Die inzwischen eingetretenen Ereignisse vermögen jedoch die Aktualität seines Inhaltes keineswegs zu mindern. Im Gegenteil. Die Ausführungen ergeben interessante Hinweise auf die tatsächlichen Motive des russischen Vorgehens gegen die Finnen und gestatten so gewisse Rückschlüsse in Bezug auf die Haltung Rußlands in dem jetzigen gigantischen Ringen auf skandinavischer Erde.

Die Schriftleitung.

Im Februarheft dieser Zeitschrift versuchte der Verfasser dieser Zeilen, den politischen Hintergrund des Krieges zwischen Finnland und Rußland anzudeuten. Ein Krieg ist zunächst eine Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln; daraus folgt aber nicht, daß die Politik aufhört, wenn die militärischen Operationen beginnen — es kann das Gegenteil eintreten, daß alsdann die politische Arbeit erst recht einsetzt. Während des finnisch-russischen Krieges war dies der Fall. Doch erschien es aus verschiedenen Gründen nicht angezeigt, darüber zu schreiben, solange der Krieg währte.